

und Verwaltung der Bälle und Reichthümern die Stellung der Bundesstaaten zum Reich schärf kritisiert. Die Regierung erklärte selbst, daß der heutige Zustand auf die Dauer unhaltbar sei. Sie habe auch bereits mit den übrigen süddeutschen Bundesstaaten im Bundesrat den Antrag auf Aenderung der Verfassungs-Grundzüge für die Erhebung der Brannschweigener eingebracht. Ebenso werde sie wegen aller anderen Bälle und Steuern im Bundesrat vorstellig werden.

Die Frankfurter Universitätsfrage.
In der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses wurde gestern auch die Frage der Errichtung einer Universität in Frankfurt a. M. erörtert. Der Kultusminister erklärte, daß er nicht von vornherein das Produkt einer Stiftungsuniversität in Frankfurt von der Hand weisen könne. Er habe die Sache erst prüfen müssen. Die Prüfung habe ergeben, daß der Boden für die Errichtung einer solchen Universität in Frankfurt günstig sei. Insofern hätten sich die Verhältnisse zugunsten der Errichtung einer Universität wesentlich verschoben. Natürlich müsse dafür gesorgt werden, daß der staatliche Einfluß auf die Universität nicht geschwächt werde. Die Universität solle in wissenschaftlicher Lehre und Forschung frei bleiben vom Staat. Sie ist ins Leben zu rufen durch allerhöchstes Privileg. Für den Erlass des Staats sei der König, für das Fakultäts-Statut der Minister zuständig. Die Ernennungen sollen in derselben Weise erfolgen, nämlich in der Weise, daß die Fakultät die übliche Dreizahl vorschlägt, ohne daß der Minister dadurch gebunden sei. Der Unterschied zwischen der Frankfurter Universität und anderen Universitäten würde lediglich darin bestehen, daß sie nicht vom Staat, sondern von Privaten unterhalten werde. Mit Ausnahme des Vertreters der fortschrittlichen Volkspartei wurden von sämtlichen Fraktionen erste Bedenken gegen die Gründung erhoben, namentlich in staatsrechtlicher Beziehung. Die Gründung müsse von einem Gesetz abhängig gemacht werden. Ohne Zustimmung der Faktoren der Gesetzgebung sei die Gründung ein konstitutionelles Monstrum. Ferner wurde darauf hingewiesen, daß eine Universität, die keine theologische Fakultät habe, keine richtige Universität sei.

Aufgaben der sozialen Reform.
In der Jenaer Ortsgruppe der Gesellschaft für Soziale Reform sprach kürzlich Staatsminister A. v. Frhr. v. Verlep über die nächsten Aufgaben der sozialen Reform. Nachdem er zunächst die Einwände, die gegen die Fortführung der Sozial-Reform ins Feld geführt werden, besprochen hatte — die Frage der zu großen Belastung der deutschen Industrie, die Frage der Verminderung des Selbstverantwortlichkeitsgefühls der Versicherten — und nachdem er dabei namentlich die internationalen Beziehungen für geschädigten Arbeitsdienst als wertvolle Erregungsmomente der Neuzeit und für die Zukunft geprüften hatte, nannte er als eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialpolitik die Lösung des Problems der jugendlichen Arbeiter. Für die körperliche und sittliche Erziehung des Volkes gerade durch Beeinflussung der Faktoren der Entwicklung sei noch nicht genug geschehen. Hier handle es sich um Verunsicherung (Erhöhung der Schulaltersgrenze vom 16. auf das 18. Jahr, Einschränkung der Nachtarbeit in einer Reihe von Gewerben), und namentlich um die Frage der Fortbil-

dung. Als zweite wichtige Aufgabe bezeichnet Frhr. v. Verlep die Förderung des Arbeitsrechts, die Schaffung eines Arbeitsrechts, bei dem die beiden Beteiligten als besetzte Produktions-Faktoren und empfindende Menschen betrachtet und behandelt würden. Er wies auf die Aufgabe, die zur Lösung dieser schwierigen und großen Aufgabe bisher zu verzeichnen sind, hin und betonte, daß die Lösung dieses Problems Zeit und Geduld beanspruche. Eine raschere Lösung aber sei zu wünschen für die Frage der Streiks, für die Forderung der Arbeitslosigkeit und Einigung in Arbeitskampf, damit so rasch wie möglich Mittel und Wege gefunden werden, um die aus Streiks und Ausperrungen erwachsenden unermesslichen Schädigungen der Volkswirtschaft zu beseitigen. Es handle sich hier darum, dieses Problem aus dem System des Privatrechts in das des öffentlichen Rechts hinüberzuführen. Der Redner suchte zum Schluß nachzuweisen, daß der Staat hier, wo es sich um Schädigungen des Gemeinwohls handle, nicht nur ein Recht habe, einzugreifen, sondern fast kein Recht, nicht einzugreifen.

Englands Weltherrschaft.

Gerade zur richtigen Zeit ist unter obigem Titel eine Broschüre von einem ungenannten Verfasser, der mit „Lookout“ zeichnet, erschienen, um weite Kreise über das Thema England und Deutschland genügend aufzuklären. Höchst anschaulich entrollt der Autor ein treffendes Bild von der englischen Politik, ihrem Instinkt, ihren Zielen, von unfreiem Verhältnis zu Großbritanniens Weltherrschaft, von der Kriegsgeschichte im vorigen Jahre, von dem, was uns nützt und von dem militärischen Wettbewerb zwischen beiden Nationen. Es kann jeder das unterstrichen werden, der in dem Buchen steht, das keineswegs ein Chauvinist geschrieben hat, sondern ein ebenso kenntnisreicher wie klarer Kopf, der den Engländern durchaus die gebührende Achtung und Anerkennung zu Teil werden läßt, vor allem aber das wohlgeleitete Bestreben hat, wirkliche Klarheit zu schaffen und die englische Politik gebührend zu kennzeichnen.

In dem Kapitel „der englische Gentleman“ wird dem Engländer als Persönlichkeit die gebührende Hochachtung gezollt. Der Verfasser sagt sehr richtig, daß es dem deutschen Kaufmann in den englischen Kolonien am besten gefällt, und daß der Deutsche (leider!) nirgends seine Nationalität so schnell zugunsten einer neuen Heimat abtreibt, als in England. Ebenso muß man zustimmen, wenn er meint, daß nirgends der Wert der Persönlichkeit so geschätzt wird, wie jenseits des Kanals, und daß in der englischen Kultur etwas ungeheurer Menschliches steckt. Sie ist in der Tat ganz dazu angetan, statt Bürgerwärmer zu züchten, die primitiven Mannesgütern der Tapferkeit, Kameradschaft und Wahrheitsliebe zu pflegen. In England wird man sich über diese Charakteristika des Engländer als Persönlichkeit nicht beklagen können.

Im letzten Kapitel zum „Gentleman“ steht nun die Politik des Staates, des „perfiden Albion“. Der einzelne Engländer ist ein Freund, auf dessen Zuverlässigkeit man Berge bauen kann, aber England als Grobkraft kennt keine Feinde! Sehr treffend wird gesagt, daß es keine Allianzen nach Bedarf wie die Wölfe wohlwollend eine Trutz gegen seine jeweils stärksten Konkurrenten aufbringt, die Genossen aber

sofort sitzen läßt, sobald anderswo Vorteil winkt. Die Politik Englands wird weiter als „Kontinuität entlarvt“. Es genügt ihr nicht mehr, überall den eigenen Vorteil zu suchen, sondern sie will den Nachteil des Konkurrenten, auch wenn gar nichts dabei herauskommt. Das ist nicht mehr „nationaler Egoismus“, zu dem jedes Volk verpflichtet ist, und den wir alle verstehen, sondern es ist das, was man im Sport „unfairer Reiten“ nennt. Dann wird treffendes Material zur Erhellung dieser Behauptungen aus der Weltgeschichte herangezogen.

Auch das Kapitel „Unsere Weltherrschaft“ das mit dem treulosen Verhalten Englands gegen Friedrich den Großen einleitet, ist lehrreich in der Zusammenstellung politischer Vorgänge, die sämtlich die Hinfälligkeit und Feindschaft Englands uns gegenüber deutlich erweisen. Ganz besonders interessant und überzeugend ist es, wenn Lookout schreibt, daß der Drang zur Weltherrschaft dem Deutschen fremd ist. Er führt ein treffendes Beispiel an, daß unser härtestes Kampflied „die Wacht am Rhein“ in den Gedanken der Verteidigung verbergt, während das weltumspannende Großbritannien im „Rule Britannia“ die Beherrschung der Wogen des Weltmeeres feiert. Der Hinweis, daß Schiffe allein nicht die Herrschaft in der Welt aufrechterhalten, daß Geld, Kabel und Presse im Verein für das gewaltige System britischer Macht intensiv wirken, ist besonders glücklich. Der Verfasser führt die Macht des Geldes, durch die England nicht, deutlich vor Augen. „Die Kanonen Englands bestehen in seinem Kapital!“ Alle Völker der Erde sind der Londoner City tributpflichtig geworden, die einen mehr, die anderen weniger, und die kleinen (Griechenland, Portugal) haben sich mit Haut und Haaren verkauft. Dann werden Einzelheiten aus der Zeit der Kriegsgeschichte im vorigen Jahre erzählt, die allerdings dazum, daß wir nur sehr knapp einem Flottenüberfall von britischer Seite entgangen sind.

Die Ausführungen des Abchnittes „Was wir brauchen“ gehen davon aus, daß die bisherigen Verhandlungsversuche keinen roten Heller wert waren. Das haben die Tatsachen allerdings erwiesen. Den Gegnern einer energischen Rüstung zur See hält der Verfasser aber mit Recht entgegen, daß wir uns England kündig, ohne so viel auszugeben wie unser Rivale, hinsichtlich der Stärke zur See bewähren haben. 1898 war die englische Flotte sechs mal so stark als wir, heute ist sie nur doppelt so stark. Es ist dies fast ein lautloser Kampf, dessen weitestgehende Größe spätere Jahrhunderte wahrnehmen werden! England soll die erste Seemacht bleiben, aber nicht die erdrückende, schreibt Lookout. In einer Tabelle wird dann nachgewiesen, daß wir uns allmählich zu einem deutschen-englischen Stärkeverhältnis von 2:3 heraufarbeiten können. Ein solches Verhältnis würde genügen, um Abstand für England einen Angriff auf uns als völlig unratam erscheinen zu lassen, weil das Risiko zu groß wäre. Diese Schlussfolgerung, die sich übrigens mit der maßgebenden Ansicht der Marinebehörde völlig deckt, ist zwingend logisch. Je mehr England sich bei einem eventuellen Waffenaussatz mit uns durch unsere wechselnde Flottenentwicklung klar wird, daß es unsere schwächeren Streitkräfte zwar vernichten kann, gleichzeitig aber den größten Teil seiner Flotte und damit seine Seegeltung verlieren würde, desto besser ist es für den Weltfrieden.

Notales.

Wiesbaden, 7. März.

Stadterweiterung und Wohnungspolitik.

Das Wiesbadener Baureisen kann sich aus vielerlei, schon oft erörterten Gründen von dem eingetretenen Niedergange nur äußerst langsam erholen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist auch für das kommende Jahr eine durchgreifende Besserung nicht zu erwarten. Es dürften daher einige Anregungen interessieren, die Oberbürgermeister Dr. A. v. d. S. v. Frankfurt a. M. auf diesem Gebiete gegeben hat. Diese Ausführungen verdienen besonders darum Aufmerksamkeit, weil sie von einem Manne gemacht worden sind, der nicht nur im allgemeinen zu den angesehensten aller Kommunalpolitiker gehört, sondern der auch insbesondere wegen seiner Wohnbau- und allgemein sozialpolitischen Bestrebungen seit Jahrzehnten gerade auf diesem Gebiete eine führende Rolle spielt. Er äußerte sich dahin:

Die Stadterweiterung stellt die Grundlage des Wohnungsbaues dar und zwar in einem weit größeren Maße als in anderen Ländern, wo die freie Bewegung des einzelnen außerordentlich viel größer ist als bei uns und wo es darum bis in die allerneueste Zeit, wie in England, Amerika, der Stadterweiterungsfrage nicht bedurft hat, um den nötigen Wohnungsbedarf herauszustellen. Die außerordentlichen Leistungen des von den früheren vergangenen Jahrhunderte betriebenen Städtebaues sind noch heute in den alten Stadtkernen, namentlich in der Altstadt, in Frankfurt und schließlich in einer Reihe deutscher Städte wie A. B. in Karlsruhe, Mannheim und anderen zu beobachten. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als die absolute Gewalt wiederholt sehr stark eingegriffen, A. B. in Wiesbaden und Gießen; in letztgenannter Stadt ist kurz nach 1815 durch Veräußerung der Regierung eine Stadterweiterung durchgeführt worden.

Allerdings hat auch die Bedeutung des Wohnungsbaues für das deutsche Wohnwesen erst allmählich die Stellung eingenommen, die ihr heute zukommt. Bis in die 70er Jahre begnügte man sich mit einer weit weniger weitgehenden Regulierung des Städtebaues als heute; aber gerade der damalige Mangel an genügend strengen Vorschriften brachte bei der starken wirtschaftlichen Entwicklung des Reichs die Notwendigkeit hervor, härtere Sanktionen anzusetzen; das preussische Gesetz von 1873 ist davon Zeugnis. Seitdem hat sich der Wohnungsplan über alle Städte gelegt, und die darin gemachten Fortschritte sind außerordentlich gewesen. Die ersten großen Stadterweiterungsanlagen waren die von Mainz und Köln, die ebenso wie spätere die Eigentümlichkeit hatten, daß sie ihren Anfang in der alten Stadt nahmen. Erst später ist man dazu gekommen, für die Bedienung viel größerer Gebiete zu erschließen und die bauliche Erschließung durch Wohnungspläne festzulegen. Freilich, trotzdem sich neben die Verwaltungsbeamten, die Ingenieure und die Architekten, die Architekten und die Künstler gesellen, hat sich den Wohnungsplänen nur so oft gesagt, „daß es oft ganz anders kommt.“ Um einen Wohnungsplan für lange Zeit zu machen, muß jemand sehr praktisch sein, damit er alle Gegenwartsbedürfnisse berücksichtigen kann. Er muß aber auch jenseit Prophezeiungen besitzen, daß er ein Werk schafft, welches auch nach 30 bis 40 Jahren noch besteht. Und selbst dann können unvorhergesehene Einflüsse, wie der Bau von Krankenhäusern, Bahnhöfen oder anderen öffentlichen Gebäuden, sowie Veränderungen der Wohnsitze das Wohnwesen völlig verändern. Der lange Zeit mit Wohnungsplänen zu tun gehabt hat, der das daraus gelernt, sich außerordentlich zu beschäftigen, umso mehr, als unter den günstigsten Umständen die Durchführung des Planes in der Regel sehr schwer ist.

Die richtige Methode.

Humoreske von Adolf Thiele.

Auf dem Schulhofe spielten Knaben in der üblichen Art. Wenn ihnen Erwachsene diese Spiele nachmachen wollten, so würde es in einer Viertelstunde von Arm und Beinbrüchen wimmeln, und die Chirurgen müßten nur so hin und her springen. Der Jugend aber macht das nichts, wobei bei uns noch in Nordamerika — dort spielt nämlich unser Geschlecht.

„Da sehen Sie nur einmal diese wilden Jungen!“ sagte die Schulpflichterin Miß Ellen Summer, ein mittelaltersfräulein, zu ihrem Lehrer Hardon. „Wird Ihnen da nicht manchmal angst, wie kommen Sie da durch?“

„Mit Konsequenz“, erwiderte Hardon, ein älterer Mann. „Obne ein bißchen Prügel geht es natürlich nicht ab, das tut gut.“

„Das glaube ich nicht, Mr. Hardon!“

„Doch, es ist so; natürlich muß stets genau unterrichtet werden, ob einer schuldig ist. Früher war dies oft anders. Da fällt mir ein, was mir ein Freund erzählt, der eine höhere Schule besucht hat. Er schreibt eines Tages einen Aufsatz von einem Mitschüler ab. Der Lehrer kommt dahinter, unterrichtet nicht weiter, und der, von dem abgeschrieben wurde, bekommt ein paar Ohrfeigen. Eines Tages steht ein Schüler, als Nachschreiber gelöst werden, auf, zum Zeichen, daß er fertig ist. Da fliegt eine Papierkugel durch die Klasse. Der Lehrer denkt, der stehende Schüler habe sie geworfen, er gibt ihm ohne weiteres eine Ohrfeige, und der unglückliche Schnellrechner, der die Papierkugel gar nicht gesehen hat, nimmt das als einen der unangenehmsten Schläge des Schicksals hin. Sehen Sie, Miß Summer, so darf man's nicht machen. Erst untersuchen, hinterher aber schadet dann eine kleine Aufmunterung in Gestalt eines Klappentopfes oder einiger Bemerkungen des Rohrtöddelns gar nichts. Da gilt immer noch Schopenhauers Wort: „Der für Gründe nicht empfänglich ist, wird es für Prügel sein.“

In meiner Klasse habe ich das nicht nötig“, sagte Miß Summer. „meine Mädchen sind zwar auch nicht mufterhaft, aber derartige harte Maßregeln brauche ich da nicht.“

„Sehr richtig“, pflichtete Hardon bei. „aber bei den Jungen können Sie damit nicht durch! Was machen die bisweilen für Streiche! Da helfen dann nur schlagende Be-

weise der Autorität!“

„Das möchte ich doch bezweifeln“, erwiderte die Schulpflichterin, „man sollte es doch einmal mit Güte versuchen. Ich glaube, ich würde den schlimmsten Jungen durch Güte bessern.“

„Nun, bitte, versuchen Sie es doch einmal!“ sagte Hardon ruhig. Hier in der Schule wird es freilich nicht gut gehen, Sie haben ja Ihren Unterricht im anderen Fagel.“

„Nein, hier geht es nicht, aber vielleicht zu Hause. Dabei ist ja weiter nichts, es kommen ja öfter Schulkinder zu mir. Ich will es doch einmal versuchen. Ich glaube, Güte ist die richtige Methode. Senden Sie mir einmal morgen nachmittags um vier Uhr den schlimmsten Jungen aus Ihrer Klasse, lassen Sie ihn aber nicht, warum er kommen soll.“

„Ein eigenartiger Gedanke“, erwiderte der erfahrene Lehrer, „aber warum nicht? Da habe ich einen, der letzte Woche zweimal nachgelassen wurde und dreimal wohlverdiente Prügel erhielt; den werde ich Ihnen schicken.“

Am nächsten Tage trafen sich beide auf Verabredung nach der Schule, und Hardon bestätigte der Schulpflichterin, der Junge würde um vier Uhr erscheinen.

Die Stunde war herangekommen, und ein Junge schlich langsam und sich gleichsam vor seinem eigenen Geräusch fürchtend, die Treppe hinauf, die zur Wohnung der Schulpflichterin führte. Vor der Tür blieb er zögernd stehen und wagte nicht zu läuten.

Da öffnete sich die Tür, und heraus trat mit freundlicher Miene Miß Summer.

„Guten Tag, mein Junge“, rief sie. „Du bist wohl von Herrn Hardon herbestellt?“

„Ja“, flüsterte der Knabe schüchtern.

„Nun, komme nur herein. So, hänge deine Mütze dorthin! Und nun schau dir einmal diese Bilder an. Ich hole schnell nur den Kaffee.“

Der Junge wußte nicht, wie ihm geschah, er setzte sich auf den angebotenen Platz und betrachtete ein Buch mit hübschen Bildern.

Bald lehrte Miß Summer mit der Kaffeetanne und einem Teller mit verschiedenen Kuchen zurück.

Der ängstliche Knabe taute mehr und mehr auf, wozu der Knabe nicht das wenigste beitrug. Zwischen den einzelnen Bildern betrachtete Miß Summer mit ihm Bilder, und als er gesättigt war und beim besten Willen nichts mehr essen konnte, setzte sie sich ans Klavier und spielte ihm ein lustiges Stücklein vor. Nun fragte sie ihn aus, wie er hieße. Sie erfuhr, daß sein Name Alfred Walter

war, wo er wohne, wieviel Geschwister er habe, was er gern esse und was er nicht essen möge.

„Nichtfleisch es ich nicht gern, und früher als ich auch keine Zwiebeln.“

„So, früher“, sagte die Schulpflichterin. „Ist du denn jetzt melde?“

„Ja, ich konnte immer keine essen, und da verbrach mir mein Vater einmal fünf und zwanzig Cent, wenn ich welche essen könnte. Da ich die Zwiebeln, und nun muß ich immer welche essen, mein Vater sagt, ich könnte sie essen, und wenn ich nun nicht essen wollte, nahm er den Cent, und nun es ich immer welche.“

Die Pädagogin mußte ob dieses wunderlichen Erzählens lachen, und nun fuhr sie weiterhin fort, ihren Gast zu unterhalten. Nachdem sie ihm nochmals ein Stück guten Kuchen gegeben hatte, für das unterdessen in seinem Magen Platz geworden war, hielt sie die Zeit gekommen, ihre Moralpredigt an beginnen, die ja auf dem durch den milden Regen der Güte vorbereiteten Boden gute Früchte bringen mußte. Morgen würde sie dann dem Mr. Hardon von den Erfolgen der richtigen Methode erzählen können.

„Mein lieber Alfred“, begann sie nun mit sanfter Stimme, „bist du denn nicht manchmal recht unglücklich darüber, daß du deinem Lehrer so wenig Freunde machst, daß du ihm viel mehr Kummer bereitest und ihn zwingst, dich zu strafen?“

Wenn Miß Summer nun geglaubt hätte, der Junge würde das Gesicht eines zerfurchten Säbners machen, so irrte sie sich. Dieser blickte sie vielmehr verständnislos an.

„Du verstehst wohl nicht, wie ich's meine“, fuhr die Schulpflichterin etwas beunruhigt fort. „Du müßtest doch diese Woche, wie Mr. Hardon sagte, zweimal nachhaken und erzielst dreimal Prügel.“

„Nein, das war ich nicht“, sagte der Junge und machte ein ganz sonderbares Gesicht dabei, „das war Charles Smith.“

„Ja, wie kommt es denn aber“, rief Miß Summer erstaunt, „daß du hierher kommst und nicht Charles Smith?“

„Er sollte ja kommen“, stotterte Alfred, „aber er hat mir heute nachmittags zehn Cent gegeben und gelobt —“

„Nun, was hat er denn gelobt?“ forschte Miß Summer betroffen.

„Er hat gesagt, ich sollte mich von Ihnen abschlimpfen lassen!“

Bekümmert hatte das Fräulein ihren Besucher an. Endlich fand sie Worte. „Gut, wenn er dich so geschimpft hat, dann

mach“, begann sie nun eine Strohpredigt, die von ihrer richtigen Methode der Güte nicht merken ließ. Gestrichelt schloß Alfred davon.

Da die Geschichte bald bekannt wurde, lachte man in den Kreisen der Kollegen wieder darüber, allerdings aus Jortgefühl nur, wenn die Schulpflichterin nicht dabei war.

Charles Smith, der schlimmste Junge aus Hardons Klasse, bedauerte, daß er nicht selbst gegangen war, und er sowie die anderen Schlimmen bemühten sich, durch neue Unarten eine neue Einladung herbeizuführen, aber merkwürdiger — diese blieb aus, und die einzige Belohnung, die sie für ihre Streiche erhielten, erfolgte durch Mr. Hardons Rohrstock.

Miß Summer ließ nie wieder ein Wort über diesen Gegenstand fallen, anscheinend war dieses doch — die richtige Methode.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Im Residenz-Theater kam gestern zum 7. Abend des Jbren-Zyklus das Schauspiel „Hedda Gabler“ zur Aufführung. Die drastischen Psychologien dieses Werkes werden noch immer Interesse, wenn sie auch nicht mehr vermögen, die Tiefen der Seele aufzuwühlen. Auch „Hedda Gabler“ ist aberwunden und mancher „Vollstreicher“ mag in der Fixierung dieser Tatsache einen der besten Erfolge des Werkes, den es aus sich selbst heraus erzeugt, erblicken. Diese Aufführung, die der Jbren-Zyklus ermüdete, ist vielleicht das Beste, was er zu bieten hat. Wenn so vor unseren Augen alle die Probleme sich aufröhen, die der Dichter, Philosoph in seinen Dramen behandelt, so taucht immer wieder die Frage auf: „Was ist uns Jbren heute?“ Aber auch immer eindringlicher wird dargetan, daß ein gesunder, moderner Geist abtrüdt von den unerbittlichen Jbren'schen Konventionen. Es bedürfte heute nicht mehr des „Baumeisters Solnek“ mehr, um vor einer bedingungslosen Führung anzuknurren. Und wenn man so die lange Reihe durchwandert, von „Rora“, der Tragödie einer Ehe, zu „Klein Egnoff“, dem Schicksal eines Kindes, bis zu „John Gabriel Borkmann“, der uns den Dichter in seinem Kollapsionspunkt zeigt, um dann zu schließen mit der eigenen Gewissensforschung und Selbstkenntnis: „Wenn wir Toten erwachen“, so bleibt uns wenig mehr als ein historisches Interesse, das auch mit einer gewissen Ueberlegenheit der Jbren'schen Auffassung früherer Jahre gedenkt. Wenn

Das nun das Verhältnis des Bedauernsplanen zum Wohnungswesen angeht, so sind zunächst die beiden Faktoren, welche letzteren beherrschen, zu unterscheiden: einmal der Grund und Boden, zum andern der Bau. Der Preis des Grund und Bodens ist für die Art des Wohnens unter allen Umständen von großer Bedeutung. Nicht nur, daß die Gestaltung des Einzelwohnens ganz von den Bodenpreisen abhängt, sondern auch die Frage, wieviele Wohnungen in einem Hause angelegt werden sollen, kann nur darnach beantwortet werden. Nach verschiedenen Richtungen hin können die öffentlichen Gewalten einen Einfluß auf die Gestaltung des Preises gewinnen. Allerdings ist der Fehler, der gewöhnlich bei einschlägigen Betrachtungen gemacht wird, der, daß übersehen wird, wie es sich immer mehr um Tendenzen der Preisbildung handelt, diese Tendenzen aber von der einen oder der anderen Seite gestärkt oder gemindert werden können. Vielen unbedachten Wirtswort von verschiedenen Tendenzen muß man sich immer vor Augen halten. Man muß viel Erfahrung und lebendige Phantasie haben, um die Mannigfaltigkeit recht zu durchdringen und nicht leichtfertig zu dem Urteil darüber zu kommen, ob dieser oder jener Faktor nun entscheidend für die Preisbildung gewesen ist oder nicht. Man ist jetzt ziemlich allgemein zu der Ueberzeugung gelangt, daß Baubestimmungen von außerordentlich großer Bedeutung für die Preisbildung sind, mit Abtufung nach den verschiedenen Stadtteilen. Heute herrscht die abgeleitete Bauordnung in allen Städten und hat eine vollständige Neuordnung der Baupolizei bedingt.

Gestigte früher die Prüfung der Standfestigkeit der Gebäude und danach die Rücksichtnahme der Bedürfnisse der Feuerwehr, so sind späterhin die Anforderungen der Hygiene, namentlich wirtschaftliche und soziale Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt. Gerade die Verbindung der hygienischen und der wirtschaftlichen Gesichtspunkte birgt eine Fülle von Schwierigkeiten mit sich. Es gibt eine Menge von Punkten in Deutschland, die mehrere widersprechende Dinge gleichzeitig wollen; sie verlangen mit großem Aufwand, es muß eine hygienisch vollkommen Wohnung sein, der Arbeiter muß auch sein Bad haben; aber sie muß ganz billig sein. Es wird zu oft vergessen, daß jede hygienische Verbesserung etwas kostet; diese Wahrheit muß man sich immer klar machen, um das Erreichbare sich vor Augen zu stellen und sich nicht abdrücken zu lassen, wenn auch radikale Theoretiker mit Vorwürfen nicht zurückbleiben. Aber trotz aller Bemühung der Baupolizei bleiben doch die Grund- und Bodenpreise und damit die Wohnungspreise nur zu oft hoch. Als einfache Mittel dagegen erscheint die Vermehrung des Angebots seitens der Stadt.

Absehen von der Steuer vom gemeinen Wert und von einer vernünftigen ökonomischen Umgestaltung kommen gute Verfahrsmittel in Betracht, bei deren Schaffung freilich vermieden werden muß, daß beim Dinausgeben in fremdes Gebiet als erste Wirkung lediglich eine Verteuerung des Grundbesitzes eintritt, infolge des Wachsens der Nachfrage und infolge des Unvermögens durch steuerliche Gefährdung auf die Vororte einzuwirken — ein Moment, das oft für Einseitigkeiten sehr wesentlich ist.

Sehr beliebt ist weiter der städtische Erwerb von Grundeigentum: Oberbürgermeister Ueber selbst ist der Erste gewesen, der eine organisierte Grundbesitzkasse einrichtet, aber deren größtes Problem bleibt sich in die einfachen Worte: „Es ist verhältnismäßig leicht Land zu kaufen, es ist aber unendlich schwer, es zu verkaufen.“ Die Sache ist die, wenn die Stadt die Presse nimmt, die marktschreierisch sind, dann heißt es: Die Stadt verkauft zu selbst den Grund und Boden. Die Leute überlegen sich gar nicht, daß, wenn ich A unter Marktpreis verkaufe, A nichts Erläuterendes zu mir heute lächerlich abwägt, so wird dadurch doch dem Käufer und der Anerkennung des nordischen Dichters kein Abbruch getan. Daß aber die Ketten willkürlicher Gesellschafter der nahen Vergangenheit angehören, kann der Aufwärtsentwicklung nur gutgeschrieben werden; sie ging eben andere Wege, als sie der Kognos aus dem Norden gesehen und wir sind optimistisch genug, das nicht zu bedauern.

Aber auch unter diesem veränderten Gesichtswinkel betrachtet, hatte Hedda Gabler einen Abend einen Erfolg dank der trefflichen Darstellung. Ernst Vertram als Zerkleinerer hatte wirklich viel Räube vermocht, auf die sorgfältige Herausstellung des Verles. Seiner Regie kam die Regiebegierde der Direktion entgegen; sie ermöglichte ihm, ein Interieur zu schaffen, das in dekorativer Wirkung weitestgehend mit der in künstlerischer Weise durchgeführten Stimmungsmalerei. Dieser Rahmen war allerdings der in ihm sich zeigenden Hedda Lesman, wie sie von Adeline Rosmer begleitet wurde. Adeline selbst schreibt an einer Stelle: „Um aber Priester der Kunst zu sein, muß ich Priester der Kunst sein.“ In diesem Sinne darf sich Adeline Rosmer eine wahrhaftige Priesterin Menschlicher Kunst nennen. Es gelang ihr gestern Abend in trefflicher Weise, das Innenleben der Hedda Gabler in allen seinen schwierigen Phasen überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Die Künstlerin hat damit alle Erwartungen erfüllt, die man von ihrer reichen Kunst voraussetzte. Mit feinsinnigem Wagemut gab sie die ganze Scala der feinsten Affekte gläubhaft bis zum tragischen Ende. So hatte sie das Auditorium in ihrem Banne und erzwang sich auch Aufmerksamkeit und Anerkennung von denjenigen, die aus berechtigten Gründen der Hedda Gabler Abneigung ablehnend gegenüber stehen. Diefelbe überzeugende Verwirklichung des Spielers hatte auch Mar. Lot. Bischoff als Frau Lovborg. Mit einer gewissen Freude ist das Publikum dem Dichten dieser Künstlerin gefolgt; sie hat uns gestern Abend den Beweis, daß sie auch hohen dramatischen Momenten gegenüber gut ausgerüstet ist. Da auch Josef von Born, Georg Küder, Rudolf Bar. und Hermann Kessler, der tapfer bei der Sache waren, so fand die Vorstellung ein glückliches Ende.

run hat, als an A zum Marktpreis zu verkaufen; A steht dann einfach den Gewinn ein. Man müßte dann schon Baubedingungen auferlegen; das führt aber wieder zum großen Teil dahin, daß das Land unerschaffen wird. Die Leute wollen aber das Land zu ihrer Verfügung haben, damit sie darüber disponieren können und ihren Vorteil haben. Die Verluste mit dem Erbschaftrecht haben sich bis jetzt auch noch nicht recht bemerkt, und so hat man denn ein weiteres Heilmittel empfohlen: Die Stadt müßte vor allen Dingen ihren Kredit zur Verfügung stellen. Zweifellos ist nach dieser Richtung hin schon Großes geleistet worden, die Formen sind aber sehr schwer zu finden und namentlich die Frage der zweiten Hypothek ist noch durchaus ungeklärt und außerordentlich fragwürdig. Auch die Subventionierung des gemeinnützigen Wohnungsbauens mit städtischen Geldern, die oft als illusorisch gegenüber dem selbst Privatbaubau unternehmer erscheint, und die außerdem in großen Städten unangehörige Geldsummen verschlingen würde, um wirklich wirksames zu erreichen, dürfte kaum durchschlagend sein. Letzteres trifft auch auf den städtischen Eigenbau zu. Wird dieser übertrieben, so wird dem Baugebäude die Lust zum Bau genommen und damit außerordentlich Gefährliches getan, und es ist oft sehr schwer, sich vor allzu weitgehenden Konsequenzen zu hüten.

Das Bismarck-Nationaldenkmal.

Die Debatten über das Bismarck-Nationaldenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingen wollen noch immer nicht zur Ruhe kommen. Neuerdings ist wieder ein erster Ratgeber im Streit erstanden. Adolf Barinng veröffentlicht einen Protest gegen das geplante Denkmal, in dem er u. a. ausführt: Man bestimme, in dem in unzähligen Zeitungsartikeln, es habe Erklärungen, Proteste, Vermahnungen, Anträge. Je leidenschaftlicher die Streiter, desto gleichgültiger wurde das deutsche Volk; es hofft und es fürchtet nichts mehr. Man hat sich mit dem Gedanken abgefunden, in gemeiner Zeit ein Denkmal mehr zu besitzen, an dem kein Mensch eine wirkliche Freude haben kann.

Ob Dahn und Schellmeyer oder Federer und Kreis würdiger sind, das geplante Werk auszuführen, soll nicht untersucht werden. Ich stelle vielmehr mit aller Schärfe die — bisher merkwürdig vernachlässigte — grundsätzliche Frage: Was ohne Rücksicht auf das Ergebnis des Preisauswählens unbedingt in drei Jahren auf der Elisenhöhe ein Monument haben? Sind wir diesem Nationaldenkmal rettungslos verfallen? Kein Urteilsfähiger kann nun behaupten, daß unter den vielen hundert eingegangenen Entwürfen auch nur eine einzige vollkommen befriedigende, wirklich bezaubernde Lösung der gestellten Aufgabe gegeben sei. War diese Aufgabe überhaupt lösbar?

Da ist zunächst die Platzfrage. Die Künstler waren gebunden, denn schon vor Erlass des Preisauswählens hatte man die Elisenhöhe als Standort bestimmt. Die sich bewerbenden Künstler haben denn auch zum größten Teil begriffen, daß ein rein ständisches und zugleich vom Tal frei stehendes Monument von vornherein dazu verurteilt war, entweder gleich der Germania durch die Bucht des Berges in ins Puppenhafte verkleinert zu werden oder durch eine Flucht aus dieser Scala in die Charnobis des Kolossalischen, Gefantemähtigen zu geraten und die friedliche Rheinlandschaft zur Irre zu verzerren. Die Zwangsvorstellung, daß man schöne Gegend durch Bauwerke ver-

schönern könne, solle und müsse, scheint unaustrittbar. Automatisch fügen man Natur-schönheit und Kunstwerk aneinander, ohne zu bedenken, daß beide arithmetisch gepaart verschiedene Vorzeichen haben und sich bei der Addition daher nicht summieren, sondern gegenseitig aufheben.

Der Gedanke, ein Bismarck-Nationaldenkmal müsse gerade auf einem Berg des Rheintals stehen, ist literarisch-poetischer Natur und hat sich den Unterhaltungsbedürfnissen im Bereich der bildenden Kunst nur erschließen; dort ist darum mit ihm auch nichts anzufangen. Man halte mir nicht etwa die Schönheit der alten Burgen am Rhein und an anderen Strömen entgegen; ihre Wirkung beruht darauf, daß sie einmal Wohnstätten für Menschen gewesen sind, die von ihren Erbauern ohne die Spur einer ästhetischen Absicht aus höchst praktischen Gründen auf die besten Stellen verlegt worden waren. Das Gefühl der Zweckmäßigkeit läßt uns ihre Lage als schön empfinden. Aus einem ähnlichen Grund erheben auf Anhöhen gelegene katholische Kirchen, A. B. die alte Kapelle bei Bingen, unser Auge.

Schon die Wahl des Standortes hat von vornherein alle Anstrengungen der Künstler zur Unfruchtbarkeit verdammt. Die Gründe des Misserfolgs liegen aber noch tiefer. Gesetzen wir uns ruhig ein, daß die Schöpfung eines wahrhaft großen Bismarckdenkmals gegenwärtig einfach unsere Kräfte übersteigt. Diese Behauptung läßt sich zwar nicht wie die Verwerfung des gewählten Platzes aus allgemeinen ästhetischen Erwägungen ableiten, aber sie wird a posteriori durch die Erfahrung genugsam bewiesen. Wer die Gesamtausstellung der Entwürfe in Düsseldorf oder auch nur die der ausgewählten in Wiesbaden durchwanderte, konnte sich des geradezu niederdrückenden Gedankens nicht erwehren, daß hier ein ungeheurer Aufwand von Fleiß, Mühe und Gegendung an einer unlöslichen Aufgabe nutzlos verthan sei. Diese Reflexion von Bismarckdenkmälern sah wirklich aus wie ein illustriertes Handbuch der Baukunst von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Dies verumlied in allen Zeiten und Jonen bewies wieder: erstens, daß wir aus eigener Kraft einen angemessenen architektonischen Ausdruck für Bismarcks unvergleichliche Lebensfälle nicht zu erzeugen vermögen, und zweitens, daß der Begriff einer Kunststätte oder eines Denkmals für einen großenelden unterem heutigen Empfinden vollkommen fremd ist und uns zu Zwangsangelegenheiten längst verschollenen Völkern nötigt. Das Ergebnis heißt Resignation, heißt Verzicht auf ein Werk, das vollkommen aus sich selbst nicht imstande sind und das mittelmäßig herausstellen uns Stolz und Ehrfurcht gleichmäßig verbieten sollten. Vielleicht wird manches besser, wahrscheinlich sehen wir in diesem Falle, wenn wir etwas mehr zeitliche Distanz von dem Niesen gewonnen haben; so wie ein hoher Berg die volle Entfernung seiner Linien erst aus größerer Entfernung dem Betrachter zeigt. Die Idee, daß das Nationaldenkmal gerade zu Bismarcks hundertem Geburtstag fertig sein müsse, ist nichts als gewöhnlicher Zählensberglaube. Einmal, in fünfzig oder in hundert oder in fünfhundert Jahren, wird aus dem Schoß unseres Volkes der Mann entstehen, der uns das vollkommene Bismarckdenkmal schaffen wird. Solcher haben wir dann auch besser verstehen gelernt, was ein großes Bildwerk ist und was es dem Menschen bedeuten kann. Heute, heute es damit schlimm. Der von Natur schon wenig ent-

wickelte plastische Sinn unseres Volkes ist durch die unerschöpfliche Hebe, schematisch die Denkmalschere, womit man seit zwei Jahrhunderten unsere Städte verwüstet, noch mehr abgestumpft.

Wiesbadens Gasse. Es sind neuerdings hier eingetroffen: von Bäckerlein-Michelau (Schlösschen) — de Bille-London (Prof. Pa. nentiers Klinik) — van der Noll-de Steen (Diemers Hotel Regina) — Oberst v. Doem. ming-Mollenburg (Pension Norma) — Grä. fin Elisabeth zu Erbach-Schloß Erbach (Dobensollern) — v. Gansauge-Berningerode (Villa Strillied) — Oberst a. D. v. Götth. d. Hannover (Hotel Gordan) — Baron v. J. ter. sum-Dolland (Nassauer Hof) — de Jongh. Rotterdam (Nassauer Hof) — Hauptmann von Klipstein-Erkrath (Zaunus-Hotel) — Geh. Regierungsrat v. Klinging-Berlin (Röfe) — Oberst v. Kröcher-Obau i. Schl. (Königlicher Hof) — van Marle-Dolland (Nassauer Hof) — Baroness v. Münchhausen-Dannover (Minerva) — Sängerin v. Kaste-Frankfurt (Dobensollern) — v. Kausau (Hotel Wember) — Kreisrat v. Salder-Normbogen (Halmoral) — Graf v. Schod-St. War (Hotel Gordan) — v. Schwind-Eckberg (Pension Margareta) — Generalleutnant v. Berder. Halle (Königlicher Hof) — von Samorn-Lübeck (Villa Frank).

Der Dank der Grobherzogin. Anlässlich des Trauerjahres im Großherzoglichen Hause zu Luxemburg hatte die Wiesbadener katholische Kirchengemeinde folgendes Beileidstelegramm abgesandt: „Ihrer Königlich hohen Grobherzogin Regentin Maria Anna von Luxemburg zu Luxemburg. Unter dem Trauergelände der Kirchen sendet den ehrerbietigsten Ausdruck herzlichster Teilnahme die katholische Kirchengemeinde Wiesbaden. Gruber, Stadtpfarrer.“ — Weiter nachmittags ging folgendes Danktelegramm ein: „Herrn Stadtpfarrer Gruber, Wiesbaden. Für die Ihrer Königl. Hoheit Grobherzogin-Regentin namens der katholischen Kirchengemeinde ausgesprochene herzlichste Teilnahme lassen hochachtungsvoll dankend danken. Im höchsten Auftrage: Wichmann, Rechnungsrat.“

Juliusperikasse. Gerichtsschaffner Spankus ist dem hiesigen Landgericht als Hilfsrichter zugewiesen.

Abiturienten-Examen. An zwei hiesigen höheren Schulen, dem Realgymnasium und der Oberrealschule am Bismarckplatz, haben dieser Tage die Abgangsprüfungen stattgefunden. In ersterer Anstalt bestanden von 23 Prüflingen 20, an der Oberrealschule am Bismarckplatz von 25 Oberprimariern 10. Die Prüfungen am Königl. Gymnasium und Reform-Realgymnasium werden am kommenden Montag beginnen.

Wiesbaden als Konserthaus. Die auf Einladungen des Magistrats hier geplante Tagung der Gesellschaft für Volksbildung für Deutschland wird vom 5. bis 7. Oktober d. J. stattfinden. Als Tagungsräume sind das Paulinenstübchen und das Ruchhaus in Aussicht genommen.

Von der Ausdehnung im Schneidergewerbe wird auch Wiesbaden betroffen. Die Geschäftswende erhielt am 5. März von dem Arbeitgeberverband für das Schneidergewerbe, Ortsgruppe Wiesbaden, folgendes Schreiben: „Als Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Arbeitgeberverbandes für das Schneidergewerbe sind wir durch Hauptortungsbeirat verpflichtet, die Betriebe unserer Mitglieder am Sonntag, den 9. März zu schließen und damit unsere in anderen Städten befreite Kollegenschaft solidarisch zu unterstützen.“ Von den tariflich geregelten Firmen gehören in der 1. Klasse von 14 Firmen 8, in der 2. Klasse von 14 Firmen 7, in der 3. Klasse von 26 Firmen 2, und in der 4. Klasse von 44 Firmen 1 Firma dem Arbeitgeberverband an. Es kommt mithin in 18 Firmen zur Ausdehnung, während in rund 80 Firmen weiter gearbeitet werden kann. Der Arbeitgeberverband hat für Montag den 11. März, vormittags 10 Uhr eine große Versammlung in das Gewerkschaftshaus einberufen, an der sich auch die Nichtangehörigen und unorganisierten Ausdehnungsbeiräte beteiligen werden. — Ob die Damenkleider ebenfalls ausgedehnt werden, ist zur Stunde noch nicht bekannt.

Zum Schreiner-Ausschuss. In einer gestern Abend vom Arbeitgeber-Schweizerverband und den hiesigen Schreinermeistern einberufenen Versammlung wurde eine Kommission gewählt, die morgen mit den ausständigen Gesellen in Verhandlungen treten soll. Die Kommission wurde beauftragt, im Prinzip die Forderungen des Mindestlohn und Lohnes und der Garantie des Lohnes der letzten inneren Stelle abzulesen, sowie gegen jede höhere Lohnforderung Einspruch zu nehmen. Dagegen ist es der Kommission freigestellt, nach anderen Rücksichten hin Abminderungen zu machen. Der Streik der Schreiner-Gesellen nimmt immer größeren Umfang an. Es befinden sich bereits über 300 Gesellen im Ausstand.

Die völlige Sonntagsschule. Die von den einzelnen kaufmännischen Korporationen gewählte Kommission zwecks Prüfung der Frage einer Einführung der völligen Sonntagsschule hat neuerdings an die Inspektion hiesiger Geschäfte ein Rundschreiben erlassen, in dem diese sich über ihre diesbezügliche Ansicht äußern sollten. Die Rundfrage hat nun zu dem Ergebnis geführt, daß die Mehrzahl der Geschäftskreise sich für die Einführung der völligen Sonntagsschule ausspricht. In Kreisen der Zigarrenhändler allerdings war man gegenwärtig zurückhaltend. Hier war man nur dafür, falls auch von Seiten anderer des Sonntags der Verkauf von Zigarren über die Strafe unterliegt werde. Wenn mehr als 1/2 der Geschäftskreise sich für die völlige Sonntagsschule ausgesprochen hätten, wäre die Vorlage dem Magistrat zur weiteren Bearbeitung unterbreitet worden.

Wiesbaden-Johann. Der Frühverrentungsab. Johann 4.06 Uhr, in Wiesbaden am 6.02 Uhr, fällt zum 31. März ab aus. Dafür wird vom 1. April an ein Arbeitsverhältnis eingeleitet ab. Johann am 3.21 Uhr und Wiesbaden am 6.20 Uhr. Der neu eingeleitete Zug hat 2 bis 4 Wagen, hält an allen Zwischenstationen an, verkehrt jedoch von Johann bis Ransbach nur an den Tagen nach Sonn- und Feiertagen. Von Ransbach bis Wiesbaden wird der Zug täglich gehalten. Er hat direkten Anschluß nach den Stationen der Rheinhahn, nach Frankfurt und Mainz, ebenso nach Kassel und Bielefeld. Über Bielefeld a. R.

P. Th.

Im Rathaus sollte gestern Abend vor einem kleinen Kreise von Subskribenten wieder einmal Otto Ernst zu Worte kommen. Wer kennt ihn nicht von früher her, diesen Otto Ernst, der in Bezug auf seine Vortragweise seinem Namen alle Ehre macht, seinen Mann, dessen Erscheinung auf dem Podium den Eindruck eines Menschen macht, der sich über Kleinigkeiten, die andere Erdobürger mitunter zur Verwirrung bringen können, mit einer heroischen Ruhe hinwegsetzt. Diese Eigenschaften würden ohne Zweifel auf die Dauer erhaltend und bekräftigend wirken, wenn von ihr nicht auch ein perlender Humor ausginge, der die Ruhe bei weitem übersteigt. Otto Ernst's Dichtungen sind dafür bekannt, eine gewisse Reibung für die kleinen zu sein, denen das Leben zu ernst erscheint, als daß man darüber noch seine Gedanken zu machen braucht. Otto Ernst ist der rechte Arzt für alle, die sich nach Aufmunterung sehnen, die die Probe darauf machen wollen, ob das Leben nicht doch noch lebenswert ist.

Sich und Humor lag auch gestern Abend wieder in seinen Vorträgen aus eigenen Dichtungen. Mit zwei Reubetten wartete der Gast dem Auditorium gegenüber auf. „Die Rede des Petrus“, eine latrische Betrachtung des vergangenen Sommers 1911, der durch seine Hitze bei manchen das Gefühl der Unlust, bei Otto Ernst aber das Gefühl der Geringfügigkeit, als daß man sich darüber aufregen könnte, auslöste, sollte bei den Zuhörern keine Wirkung nicht verfehlen. Doch auch die anderen beiden Dichtungen „Dank im Glück“ oder „Dank von Hilow als Dirigent der himmlischen Abenteuerrakete“, sowie „Die Jense“, eine Reubett, fanden nicht hingen, fanden vielmehr, bei der Umrückung ihrer humoristischen Ausgestaltung, ein für sich und seine dankbare Publikum, daß dem Vortragenden reichlichen Applaus spendete.

A. Ganther.

J. C. Heer im Kaufmännischen Verein.

Für den gestrigen, letzten Vortragsabend dieses Winters hatte der Kaufmännische Verein Wiesbaden den bekannten Schwelger Schriftsteller J. C. Heer gewonnen. Wie die voranstehenden Abende, so erregte sich auch dieser letzte eines außerordentlich zahlreichen Besuches. In einer reichhaltigen, fassen Anrede dankte der Vorsitzende des Vereins, Herr H. G. K. K., den Erschienenen für die überaus rege Teilnahme an den Veranstaltungen mit der Bitte, dieses Wohlwollen

dem Kaufmännischen Verein auch in Zukunft zu bewahren. Der Verein könne stolz sein auf die Erfolge des verflochtenen Jahres und er werde auch weiter für so schöne und lehrreiche Vorträge sorgen, wenn ihm die Unterstützung wie bisher zuteil werde. Der Verein habe in dem letzten Jahre einen großen Aufschwung genommen; er bestreite heute über 500 Mitglieder und sei damit die stärkste Vertretung kaufmännischer Interessen hiesiger Stadt. Doch liege es dem Verein fern, einseitig seine Interessen zu vertreten, vielmehr habe er das Bestreben, in diesem Einvernehmen mit den Mitbürgern zu leben. Daher öffne er auch jedem die Tore für seine Veranstaltungen. Herr Heer, der darauf, von den Anwesenden lebhaft begrüßt, das Podium betrat, behandelte in dem ersten Teile seines Vortrages die Entstehung seines ersten Romans: „An heiligen Wassern“. Die Frage, wie man Dichter werde und wie das Werk entstehe, das ihn bekannt mache, habe sich gewiss schon mancher vorgelegt. Die Antwort bleibe aber immer individuell: jeder Schriftsteller und jedes Werk habe seine Schicksale. Ob diese die Entstehung des Werkes der Roman des eigenen Lebens — so auch in seinem Falle. Redner schilderte nun seinen Lebensgang von der Seminarezeit an, wo er die erste Anregung zu dem Roman „An heiligen Wassern“ auf einem Ferienausfluge in die Waliser Alpen erhielt. Solle 20 Jahre vergangen, bis endlich der Roman als Buch erschienen konnte — eine unendlich lange Spanne Zeit voller Kämpfe und Enttäuschungen. Es fand zwar keine ungewöhnlichen Schicksale, die der Dichter hier entfaltete, aber sie fesselten den Hörer durch die Schlichtheit und die humorvolle Art ihrer Darstellung. Vor einer Reihe von Jahren hat übrigens Heer bereits diese Geschichte in einer bekannten Zeitschrift einem Roman vorausgeschickt. Der Vortragende knüpfte an die Schilderung der eigenen Erlebnisse noch einige Bemerkungen über den Lebensweg, den die meisten Schriftsteller zurückzulegen haben. Nur der solle diesen Beruf erwählen, den die innerste Notwendigkeit dazu dränge, der bereit sei, diesem Berufe alles zu opfern, so selbst für ihn zu Grunde zu gehen. Im zweiten Teile seines Vortrages las Herr Heer eine Auswahl aus seinen Gedichten vor. Das ausnehmend laut schallende Auditorium dankte dem Vortragenden durch warmen Beifall.

